

Vorwort: Macht in Sicht

Wir leben, so heißt es, nach dem Referendum über den Brexit und der US-Präsidentswahl in einem »postfaktischen Zeitalter«.

Gestützt wird die Deutung dieser Zeit als »postfaktisch« durch politisch-theoretische Erklärungsansätze, die den Populismus als Reaktion auf technokratische Verfallserscheinungen sehen. Solche Erklärungen besagen, dass die Beschwörung des Volkes eine Antwort auf die Aushöhlung des Politischen durch die Beschwörung von Sachzwängen ist. Wo die vermeintlichen oder auch tatsächlichen Fakten nicht mehr zählen, befindet man sich eben in einem »postfaktischen Zeitalter«.

Gegen das Konstatieren dieser Zeitenwende ließe sich nun einwenden, dass Politik noch nie rein faktenorientiert war. Als politische Wesen könnten wir also, Bruno Latour paraphrasierend, über uns selbst feststellen »we have never been factual«. Zum einen sind die Wahrnehmung und die Akzeptanz von politischen Fakten eng an emotionale Faktoren gekoppelt, so dass sich eine feinsäuberliche Trennung des Rationalen und des Irrationalen außerhalb analytischer Kategorien nicht gestattet. Dies bedeutet, dass es letztlich unmöglich ist, die programmatiche Dimension im Kern auf das eine oder das andere zurückzuführen. Zum anderen ist die programmatiche Dimension des Politischen eben nur eine unter mehreren.

Eine weitere, mit der programmaticen freilich verknüpfte Dimension des Politischen ist die personelle Dimension. Der (angenommenen) Persönlichkeit von Spitzenkandidaten wird in US-amerikanischen Präsidentswahlkämpfen seit jeher große Bedeutung beigemessen. Aber auch in Europa ist eine Personalisierung der Politik festzustellen, deren aktuellstes Beispiel (Stand April 2017) der so bezeichnete »Schulz-Effekt« ist, welcher der deutschen SPD mit ihrem Spitzenkandidaten Martin Schulz Werte um die 30 Prozent in Wahlumfragen beschert. Das Umfragehoch der SPD gründet nicht nur in der Hoffnung der Wähler auf eine

programmatische Wende, sondern auch in dem Charisma des Spitzenkandidaten, das sich wiederum daraus speist, dass er die erhoffte Wende zu verkörpern scheint.

So untrennbar Charisma auch mit Politik verbunden sein mag, so suspekt ist es doch den meisten. Charismatiker scheinen stets das Potential zum Demagogen zu haben und gerade in Anbetracht populistischer Wahlerfolge scheint politisches Charisma geradezu unheimlich. Eine andere Sichtweise auf das Charisma hat der politische Theoretiker Jeffrey Edward Green. In seinem 2010 erschienenen Buch *Eyes of the People* stellt Green in der plebisitzären Tradition Max Webers heraus, dass Charisma Potentiale für die Demokratisierung bergen kann. Denn Charisma ist nichts, was Politikern von Natur aus zukommt, nichts, was sie einfach besitzen, sondern ein Wesenszug, der sich in Relation zum Publikum bildet. Wer charismatisch ist, ist dies, weil seine Performance als charismatisch wahrgenommen wird. Wer charismatisch bleiben möchte, muss sich immer wieder erneut als des Sehens wert erweisen.

Gerade in diesem Umstand erblickt Green eine Chance, das Volk mit größerer politischer Macht auszustatten. Wenn das Charisma politischer Führungspersönlichkeiten stets neu erworben werden muss, dann haben diejenigen, die über das (mangelnde) Charisma einer politischen Performance befinden, Kontrollmacht. Als Zuschauer üben die Bürger eines Landes eine solche Kontrollfunktion aus. Sie sind das Publikum der Vorstellungen, die auf der politischen Bühne gegeben werden. Der Blick der Zuschauer ist damit ein disziplinierender Blick, ein *gaze*, der geeignet ist, Spitzenpolitiker zu beeinflussen.

Während Zuschauerschaft in Demokratietheorien, die an Partizipation orientiert sind, als defizitär wahrgenommen wird, macht Green die Rolle der Bürger als Zuschauer stark. Der Theoretiker weist darauf hin, dass eben die scheinbar passive Zuschauerrolle diejenige Rolle ist, die den meisten Bürger die meiste Zeit im politischen Prozess zukommt. Zuschauen ist auch in politischen Systemen, die Partizipation erlauben, die Norm. Die Annahme, dass sich demokratische Teilhabe in stimmliche Praxen, etwa Wahlen und Abstimmungen erschöpft, lehnt Green ab. Während er dieser Form der Partizipation durchaus ihren Wert zuerkennt, so zeigt er doch die Schwächen des vokalen Modells auf, in dem die Abbildung des Volkswillens oder auch nur des Mehrheitswillens im Regierungshandeln keineswegs gewährleistet ist. Und so stellt Jeffrey Green dem dominanten vokalen Modell der Demokratie ein anderes

gegenüber, oder besser, zur Seite: das okulare Modell. Die Bezeichnung »Ocular Democracy«, die in diesem Sammelband mit »Okularer Demokratie« übersetzt wurde, besitzt im Englischen zwei Bedeutungen. Zum einen bezieht sich »ocular« – im Gegensatz zur Stimme (vocal) – auf die Augen als Organ demokratischer Partizipation. Zum anderen bedeutet »ocular« unmittelbar. Greens Hoffnung ist, mit dem okularen Modell die große Gruppe derjenigen in den demokratischen Prozess einzubinden, die nicht in Verbänden und Parteien organisiert sind und die Politik nicht aktiv mitgestalten. Er hofft darauf, dass durch eine ereignisreichere Politik auch diejenigen, die wenig politisches Wissen besitzen, erreicht werden.

Damit das Volk politische Führungsfiguren mit seinem kontrollierenden Blick disziplinieren kann, sei es notwendig, dass diese Führungsfiguren nicht die Kontrolle über die Bedingungen ihrer öffentlichen Wahrnehmung ausüben können. Diese Bedingung ist das negative Ideal okularer Demokratie, das Green »candor« nennt. Während »candor« direkt übersetzt »Auffrichtigkeit« bedeuten würde, wurde es in diesem Band mit »Offenheit« übersetzt. Denn Auffrichtigkeit besitzt eine moralische Konnotation, die in Greens Konzept von candor nicht angegedacht ist. Spitzeneinflussende Politiker müssen bei ihren öffentlichen Auftritten nicht ehrlich sein, damit candor herrscht. Sie müssen schlicht Situationen ausgesetzt sein, in denen sie sich nicht auf Pressesprecher und -mitteilungen oder allzu milde Moderatoren verlassen können und in denen sie spontan agieren und auf Fragen reagieren müssen. Green schlägt vor, mehr Situationen zu schaffen, in denen dies der Fall ist. Beispielsweise Debattenformate, in denen sich rivalisierende Kandidaten gegenseitig befragen.

Mit der im britischen Parlament institutionalisierten wöchentlichen Befragung der Premierministerin durch die Abgeordneten ist in Großbritannien bereits eine Einrichtung geschaffen, die dem Ideal der »Offenheit« nahe kommt. Situationen, die diesem Ideal entsprechen, ereignen sich zudem häufig komplett ungeplant. Zu denken ist etwa an die hilflos wirkende Reaktion Angela Merkels in Anbetracht eines weinenden Flüchtlingsmädchens, die unter dem Hashtag *#merkelstreichelt* eine Debatte in den sozialen Medien ausgelöst hat. Ebenfalls zu denken wäre an den Auftritt der Reinigungsfachkraft Susanne Neumann auf der »Wertekonferenz Soziale Gerechtigkeit«, bei dem sie den damaligen SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel mit Vorwürfen zur Politik der SPD konfrontierte. Gabriels schlagfertige Reaktion und seine Bereitschaft, die Vorwürfe zu

diskutieren, wurden in der Berichterstattung positiv erwähnt. Sein Auftritt wurde sogar als geeignet eingeschätzt, in seiner Partei verlorenen Respekt zurückzugewinnen. Und auch die »Townhall Meetings«, in denen sich US-amerikanische Kongressabgeordnete den Fragen ihrer Wahlkreisbevölkerung stellen, wurden in Folge der geplanten Verabschiedung des »American Health Care Acts« zu offenen (*candid*) Ereignissen. Denn vor allem republikanische Kongressabgeordnete mussten dort spontan auf die vehement vorgetragenen Beschwerden ihrer Wählerschaft reagieren, die größtenteils nicht mit der Abschaffung des »Affordable Care Acts« einverstanden war. Ereignisse wie die genannten und ihre mediale Aufbereitung deuten darauf hin, dass Offenheit (*candor*) durchaus politische Konsequenzen haben kann.

Green geht es mit seinem Buch jedoch nicht bloß darum, neue Formate für die Befragung von Spaltenpolitikern einzuführen. *Eyes of the People* ist der erste Teil einer Plebejischen Demokratietheorie, die Juvenals Vorwurf an die Plebejer, sie interessierten sich nur für Brot und Spiele, progressiv wendet, und die beiden Komponenten zum Ausgangspunkt für Interventionsvorschläge macht. Während *Eyes of the People* den Spiele-Aspekt auslotet, beschäftigt sich Greens zweites, 2016 erschienenes Buch *The Shadow of Unfairness* mit dem Brot-Aspekt des Ausspruchs, das heißt mit distributiven Fragen. Jeffrey Greens Plebejische Demokratietheorie steht in der realistischen Tradition der politischen Theorie, der auch Machiavelli und Schumpeter angehören. Kernpunkte seiner Theorie, beispielsweise die Hinwendung zur Kontrollmacht und die Abkehr von der Entscheidungsmacht als Mittel des demokratischen Empowerment, wurden in den USA kontrovers diskutiert.

Während *Eyes of the People* in den USA breit rezipiert wurde, ist okulare Demokratie in Deutschland noch kaum bekannt. Der vorliegende Sammelband verfolgt das Ziel, die Theorie der okularen Demokratie und die Diskussion um diese Theorie für den deutschsprachigen Diskurskontext zugänglich zu machen.

Mit »Okulare Demokratie revisited« hat Jeffrey Edward Green einen Einleitungstext verfasst, der in seine Demokratietheorie einführt. Es ist zugleich der erste Text des Theoretikers, der in deutscher Sprache vorliegt. Nadia Urbinatis Beitrag »Okulare Demokratie – eine abgeschwächte Politik« liefert eine Kritik an Greens Ansatz. Anna Fruhstorfer und Felix Petersen befragen in ihrem Text »Okulare und repräsentative Demokratie« kritisch Greens post-repräsentationelles Paradigma. André Brodocz

beleuchtet in seinem Beitrag »Deutungskämpfe vor den Augen des Volkes – Zur Dynamisierung demokratischer Ordnungen durch okulare Praktiken« die Zusammenhänge zwischen vokaler und okularer Deutungsmachtpolitik. Solongo Wandan und Felix Gerlsbeck betrachten in ihrem Text »Okulare Demokratie und die Frage nach der demokratischen Ermächtigung« die Potentiale von Greens Ansatz für die Stärkung des Volkes in der Demokratie. Dominik Hammer und Greta Jasser diskutieren in ihrem Text »Das Volk als Zuschauer – die Zuschauer als Volk?« den Volksbegriff der okularen Demokratie. Der Beitrag »Putting Candor First. Zur normativen Dimension von Offenheit in Jeffrey Edward Greens Demokratietheorie« von Marie Kajewski analysiert die politisch-theoretischen Implikationen von Jeffrey Greens negativem Leitideal. In »Okulare Demokratie und demokratische Erfahrung« untersucht Michael L. Thomas die Verbindung von Ästhetik, Erfahrung und Demokratie.

Mit diesen Beiträgen liefert der vorliegende Sammelband eine umfassende Betrachtung verschiedener Aspekte der Theorie okularer Demokratie. Die Idee zu diesem Sammelband ist uns im Kontext der demokratietheoretischen Diskussion am Forschungsinstitut für Philosophie Hannover gekommen. Für die großzügige finanzielle Förderung und organisatorische Unterstützung sei dem Forschungsinstitut für Philosophie Hannover, namentlich Jürgen Manemann, herzlich gedankt. Bedanken möchten wir uns auch bei unseren Autorinnen und Autoren für ihre klugen und lehrreichen Beiträge. Für ihre Hilfe und ihren Rat in organisatorischen Fragen möchten wir uns bei Jeffrey Edward Green und Solongo Wandan bedanken. Für die Möglichkeit, einzelne Aspekte unseres Projektes zu diskutieren, danken wir den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der FIPH-Fellows Corner. Eine große Hilfe in Übersetzungsfragen waren uns Greta Jasser, Ndidi Nwaneri und Agnes Wankmüller. Ihnen gebührt unser Dank. Für sein gründliches Lektorat sind wir Dominik Hammer sen. zu Dank verpflichtet.

*Dominik Hammer/Marie Kajewski
April 2017, Hannover*

